



Wotan verbannt seine Lieblingstochter Brünnhilde – Regisseur Willy Decker fand ein starkes Bild für die Szene, als er 2001 den „Ring des Nibelungen“ in der Semperoper Dresden herausbrachte. Elfriede Jelinek verwickelt Wotan und Brünnhilde in ein Streitgespräch. Foto: Ronald Bonn

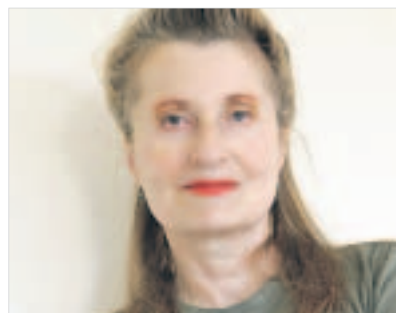
# Gold, Geld und Gier

Elfriede Jelinek rollt Wagners „Ring“ neu auf und denkt über das Wesen des Kapitalismus nach.

VON RAINER KASSELT

Eine Tochter liest ihrem Göttervater die Leviten. Sie, Brünnhilde, soll sich schlafen legen. Und auf einen Helden warten, der sie aus dem Schlaf erlöst. Einen Helden, den sie gar nicht kennt. Was hat sich Papa Wotan bloß dabei gedacht. Sie ist doch nicht Dornröschen. Darf er sich denn alles erlauben, nur weil er ein Gott ist? Reicht es nicht, dass er hoch verschuldet ist, weil er unbedingt eine Burg, Walhalla genannt, haben wollte. Er bewohnt sie doch kaum, wandert durch die Welt, dieser „Wandler des Rechts“, vernachlässigt sein Eheweib Fricka. Eine starke Frau, „wie sie jetzt so oft verlangt wird“. Muss er sie denn ständig betrügen, fragt die Tochter.

Elfriede Jelinek, die 66-jährige Wiener Literaturnobelpreisträgerin, hat einen Bühnenssay geschrieben, passend zum Wagner-Jubiläum. Die Auftragsarbeit der Bayerischen Staatsoper wurde voriges Jahr in einer sechsstündigen, einmaligen Lesung uraufgeführt. Jetzt liegt die Buchausgabe von „rein Gold“ vor. Eine scharfzüngige, kritische Auseinandersetzung mit Richard Wagners „Ring des Nibelungen“. Jelinek gestaltet den gewaltigen Text- und Gedankenstrom als Dialog zwischen Göttervater Wotan und seiner Lieblingstochter Brünnhilde. Es geht um Gold und Geld und Gier,



Elfriede Jelinek erhielt 2004 den Literaturnobelpreis. Foto: dpa

Alles wird zur Ware,  
die Liebe zum  
Zahlungsmittel, der  
Mensch zum Kunden.

um den ewigen Zyklus von Raub, Betrug und Diebstahl. So wie Wagner im „Ring“ den Bogen von „der Welt Anfang“ bis zum Untergang zieht, so fragt Jelinek nach den Gesetzen des Lebens und der Zukunft der Erde. Wie in ihrem Stück „Die Kontrakte des Kaufmanns“ unterzieht sie das Wesen des Kapitalismus einer scharfen wie spöttischen Kritik. Sie baut eine Brücke vom Goldschatz der Nibelungen bis zur heutigen Finanz- und Bankenkrise. Es gilt ja gemeinhin als „größte Kunst von allen, Geld zu machen“. Wie man es aus Jelineks Arbeiten kennt, mischt sie in den Text Zitate und Gedanken von Geistesgrößen wie Karl Marx, Friedrich Nietzsche oder Sigmund Freud. Manche Passagen lesen sich wie ein Brevier der politischen Ökonomie mit Begriffen wie Wert, Mehrwert, Tauschwert, wie Zins und Zinseszins, wie Kreditklemme und Bankenrettung. Gewiss keine leichte Lektüre, ist ja auch keine einfache Materie.

Immer zielt die Autorin auf die Gegenwart, mal wortspielerisch, mal bissig entlarvend. Dabei gelingt ihr das Kunststück, stets nah am Originaltext Wagners zu bleiben und dennoch aktuelle Parallelen zu

ziehen. Wotan hat Freia – die schöne Göttin der ewigen Jugend – den beiden Riesen, die Walhalla erbauten, zum Pfand überlassen, weil er den Kredit nicht zurückzahlen will. „Als wäre eine Frau ihr Geld wert, die Frau ist immer Fremdwährung“, poltert Brünnhilde. Alles wird zur Ware, die Liebe zum Zahlungsmittel, der Mensch zum Kunden. Nur die Bewegung des Geldes zählt, der zerstörerische Kreislauf des Kapitals. Heiterer geht es zu, wenn die Welt des Internets mit Facebook und Smartphone aufs Korn genommen wird, das „neue Evangelium des Glücks“ von Apple, äh des „Appärats“.

Wotan weiß um sein baldiges Ende. Er wünscht sich einen Helden, der es besser macht. Der die Zocker, Spekulanten und Geldfabrikanten zum Teufel jagt. Zerstören müsse man die Ordnung, die „Millionen zu Sklaven von wenigen macht“. Aber den Glauben daran hat er verloren. Er sieht keinen Menschen, der sich aus den Klammern des Systems befreien kann. Schaudernd blickt Wotan auf Deutschland, die Morde der Zwickauer Neonazi-Zelle. „Helden, deutsche Helden, töten selber, das überlassen die keinem anderen.“ Sie lassen Taten statt Worte sprechen. „Tote statt Worte.“ Dieses Deutschland möchte Wotan nicht mehr kennenlernen, „das alte hat mir schon genügt.“

Elfriede Jelinek gilt ihren Kritikern als radikale Feministin und düstere Cassandra-Ruferin. Doch sie versteht sich als Mahnerin, als Schriftstellerin, die den Finger in die Wunde der Gesellschaft legt, die Wahrheit nicht totschweigt. Davon legt ihr wort- und gedankenmächtiger Bühnenssay Zeugnis ab. In dem sie sich und uns die Leviten liest.

■ Elfriede Jelinek: rein Gold, ein Bühnenssay. Rowohlt, 224 Seiten, 19,95 Euro

## Kauz im Kaff

Claudia Rusch schickt einen neuen Kriminalisten an den Bodden und in die DDR-Vergangenheit.

VON KARIN GROSSMANN

Was tut ein Kommissar, wenn er bei voller Geschwindigkeit mit seinem Motorrad in den Löschteich saust und beinahe stirbt? Was tut er, wenn er ahnt, wer die Radbremsen manipulierte? Er tut nichts? Das wäre seltsam. Ist es auch. Der Kommissar ist überhaupt ein komischer Kauz, uninspiriert und desinteressiert, wie nicht ganz bei der Sache. Er lässt sich hineinziehen in einen banalen Ehekonflikt und eine millionenschwere Unterschlagung. Unschlüssig steht er sich selbst im Weg bei einer Frau, die er mal geliebt hat und wohl immer noch liebt. Selbst den Einbrecher, der nachts ins Haus dringt, verfolgt er bloß halbherzig. Verliert ein Kriminalist von einer Stunde zu anderen seine sieben Sinne, nur weil sein Sabbatjahr beginnt?

Ein großer Sympathieträger ist dieser Henning Wenzel Zapotek jedenfalls nicht. Er ist ein Mann von Mitte vierzig, Hobby-Segler und Kriminalhauptkommissar beim LKA Hamburg; einer vom Typ einsamer Wolf, wie es schon etliche auf dem Krimimarkt gibt. Die Autorin Claudia Rusch beginnt mit dem Neuen selbst etwas Neues nach dem DDR-kritischen Erinnerungsband „Meine freie deutsche Jugend“ von 2003 und zwei Reisebüchern. In einem der Bücher führte Claudia Rusch über die Insel Rügen. Dort ist sie aufgewachsen, und dort am Boddenrand in einem fiktiven Kaff spielt auch ihr Krimi.

In diesem Klokenzin war Zapoteks Vater Bürgermeister von 1976 bis 1994, was viel aussagt über sein Können, auch seine Anpassungsfähigkeit oder Widerstandsfähigkeit. Zapotek junior besaß wohl von beidem weniger und machte sich aus dem Staub. In einem Container floh er aus der DDR in den Westen. Ungern kehrt er nun nach Jahrzehnten zurück, doch er muss, weil sich der Mieter des Elternhauses erhängte. Es bleibt nicht der einzige Tote. Zapotek aber fürchtet vor allem die alten Gespenster und trifft prompt auf einen Mitarbeiter der Stasi, der nun die Polizeidienststelle in Stralsund leitet. Das verwundert weder ihn, noch die Autorin, nur die Aktenkontrolleure des Öffentlichen Dienstes dürfte es wundern.

Claudia Rusch, 41, entwickelt den Fall langsam Schritt für Schritt, mit einigen Rückblenden in die DDR-Vergangenheit und vielen Umständlichkeiten. Da wird seitenslang Kaffee verschüttet, ohne dass es eine Bedeutung hätte. Türen werden geöffnet und wieder geschlossen, und nichts passiert. Die Sprache hat wenig Geschmeidiges, Elegantes. Doch die Nebencharaktere retten das Buch, und man ahnt, dass Claudia Rusch solche Nordländer kennt wie den cholischen Bootsbauer, dessen geschwätzig-gewitzte Gattin oder Zapoteks Nachbar, der sich wacker allem Neuen verweigert und selbst Mobiltelefone für „sonn Tüdelkram“ hält.

■ Claudia Rusch: Zapotek und die strafende Hand. Mare Verlag, 288 Seiten, 14,95 Euro

# Ich schreibe, also bin ich?

Die Rumäniendeutsche Aléa Torik spielt mit Identitäten und ist selbst ein anderer.

VON BETTINA RUCZYNSKI

Aléa Torik gibt es nicht. Das literarische Fräuleinwunder aus dem Ostblock, das im vorigen Jahr mit dem wunderbaren Roman „Das Geräusch des Werdens“ debütierte, ist ein Mann aus dem Ruhrpott. Rechtzeitig zum Erscheinen des zweiten Buchs „Aléas Ich“ kommt die Katze aus dem Sack. Es ist eine Geschichte wie aus einem Degeto-Freitagabend-Film: Erfolgreicher Philosoph und Literat, Jahrgang 1966, muss die 350. Verlags-Ablehnung seines Manuskripts verkraften. Vergeblich bewirbt er sich um ein Stipendium im rumänischen Sibiu. Claus Heck, so heißt der erfolglose Mann, beschließt, sich neu zu erfinden – als junge, hochbegabte Literaturwissenschaftlerin Aléa Torik aus

Siebenbürgen. Das überraschende Debüt gefällt Kritik und Lesern gleichermaßen, was so häufig nicht der Fall ist. Dass Frau Torik nicht für Talkshow-Auftritte, Interviews und Lesungen zur Verfügung stand, schien ein bewundernswertes Alleinstellungsmerkmal im allesfressenden Literaturbetrieb zu sein – und war doch nur Teil der Inszenierung. Auch auf dem Buchmarkt sind die Grenzen zwischen Marketing und Manipulation fließend. Heute ist Aléa Torik aus Siebenbürgen das erfolgreiche Autoren-Ich von Claus Heck aus Essen. Happy End im Gendertrouble? Dem genasführten Leser sei versichert: Der Autor verfügt über Fantasie und einen Respekt einflößenden Intellekt. Die Lektüre auch des neuen Romans ist ein Genuss.

Pikanterweise ist es das Spannungsfeld zwischen Fiktionalität und Wirklichkeit, das dieses Buch gründiert. Darin untersucht Claus Heck als Aléa Torik, wie es ist, als Aléa Torik ein Buch zu schreiben. „Es macht einen Mordsspaß, sich Dinge ausdenken, die nicht wahr sind, die aber wahr sein könnten.“ Die Arbeit am Buch ist das Thema des Buches: „Denn dieser Roman



Eine gute Maskierung hilft nicht nur im Musical, sondern auch in der Literatur. Erst als sich der Philosoph Claus Heck als junge Rumäniendeutsche ausgab, hatte er mit seinem Roman Erfolg. Foto: dpa

war meine Welt. Ich existierte nur, wenn er es tat. Ich existierte in ihm und mit ihm und durch ihn.“

Ich schreibe, also bin ich? Das Schreiben als Instrument der Selbstvergewisserung – das ist nicht neu, doch legitim und für den Leser, der Freude an literarischen Spitzfindigkeiten hat, zuweilen von gro-

ßem Reiz. Denn der sieht dem Roman, den er als vermeintlich fertigen zwischen zwei Buchdeckeln in den Händen hält, während seiner Lektüre bei der Entstehung zu. Von der ersten bis zur letzten Zeile wird der Leser so zum Komplizen: Er ist Teil des Werdens, außenstehender Betrachter und doch immer mittendrin. Das ist mitunter kom-

pliziert, verführt zu linearen Vereinfachungen und autobiografischen Rückschlüssen, die sich bald darauf als Irrtum erweisen. Torik narrt ihre Leser mit Bedacht.

Einträge aus Aléa Toriks literarischem Blog im Netz erweitern die Handlung des Romans um eine weitere Ebene. Ihr Blog existiert tatsächlich in der virtuellen Realität, ein Besuch auf den Seiten garantiert auch jenseits der beiden Romane geistigen Mehrwert. Mit der Anonymität im Netz scheint Aléa Torik nicht nur gute Erfahrungen gemacht zu haben; sie spricht von virtueller Hatz, von Menschen, „die erniedrigen und zerstören wollen“, von einem „Ort der totalen Asozialität“, gar vom „totalen Grauen“. Daneben denkt Hecks Autoren-Ich ebenso melancholisch wie scharfsinnig über Einsamkeit nach, über den Begriff Heimat und das Leben in einer deutschen Großstadt, die vielleicht Berlin ist. Vielleicht aber auch nicht. Gewissheiten hat es wenige in diesem Buch, das sich liest wie eine große Versuchsordnung.

■ Aléa Torik: Aléas Ich. Osburg Verlag, 423 Seiten, 19,95 Euro